

# Die Ressourcen der Interlinearversion und der nachhaltige Umgang mit dem Original bei Goethe, Pannwitz und Benjamin

---

Alexander Nebrig

Franz Rosenzweigs Bemerkung, dass am Anfang der Übersetzungsgeschichte »anspruchslose Interlinearübersetzungen«<sup>1</sup> stünden, betrifft nicht selten den Anfang der Geschichte von Schriftsprachen. Die Interlinearversion entstand im frühen Mittelalter, als das Latein in Westeuropa unverständlich wurde und sich die Schreiber und Leser in den Klöstern den Wortlaut schriftlich verständlich machen mussten.<sup>2</sup> Indem sie in den Codices interlinear oder marginal volkssprachliche Entsprechungen notierten, wurde die von ihnen gesprochene Sprache als verna-

---

1 Franz Rosenzweig: Die Schrift und Luther [1926]. In: Martin Buber/Franz Rosenzweig: *Die Schrift und ihre Verdeutschung*. Berlin: Schocken 1936, 88–129, hier: 99. – Nikolaus Henkel: Die althochdeutschen Interlinearversionen. Zum sprach- und literaturhistorischen Zeugniswert einer Quellengruppe. In: Joachim Heinze/L. Peter Johnson/Gisela Vollmann-Profe (Hg.): *Übersetzen im Mittelalter. Cambridge Colloquium 1994*. Berlin: Schmidt 1996, 46–72, leitet (46f.) in seinem grundlegenden Aufsatz einen Perspektivwechsel innerhalb der mediävistischen Betrachtung von Interlinearversionen ein, die nun nicht mehr wie einst noch bei Stefan Sonderegger (*Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das älteste Deutsch*. Berlin/New York: de Gruyter 1974, 100) als Übersetzungen, sondern als »Teile eines umfassenden und differenzierten Instrumentariums zur Erschließung lateinischer Texte im Bildungsweisen dieser Zeit« (ebd., 47) anzusehen seien. Dennoch verliert meiner Ansicht nach Rosenzweigs Satz seine Berechtigung nicht, weil sich das eine und das andere nicht ausschließen. Rosenzweig spricht ohnehin gleichermaßen von ›Lesehilfen‹ (Rosenzweig: Die Schrift und Luther, 99).

2 Neben Glossen und Interlinearversionen in lateinischen und griechischen Texten entstand im Mittelalter unter den deutschsprachigen Juden, den Aschkenasi, eine hermeneutische Auseinandersetzung vor allem mit hebräisch-aramäischen Bibel- und Talmudkommentaren auf Jiddisch. Glossen und Interlinearversionen konnten Teil der weiteren handschriftlichen Tradierung werden: »Wurden die Glossen einem bedeutenden Gelehrten zugeschrieben, achteten die Kopisten allerdings darauf, sie beim Abschreiben zu bewahren« (Marion Aptroot/Roland Gruschka: *Jiddisch. Geschichte und Kultur einer Weltsprache*. München: Beck 2010, 31).

kuläre Sprache erstmals zwischen den Zeilen sichtbar.<sup>3</sup> Zu unterscheiden ist dabei zwischen punktueller Glossierung und ganzheitlicher Version eines Textes, der eigentlichen Interlinearversion.<sup>4</sup> Von dieser zu trennen sind ebenfalls die marginale Paraphrase oder der Randkommentar. Ein weiterer Unterschied zur punktuellen Glosse, mit der manchmal irritierenderweise auch Interlinearversionen bezeichnet werden,<sup>5</sup> ist, zumindest innerhalb der mittelalterlichen Codex-Kultur, die Planmäßigkeit der Interlinearversion, die nicht bloß konzeptionell ist, sondern sich auch in der Einrichtung des Codex zeigt: »Kodikologisch gesehen zeichnen sich die Trägerhandschriften von Interlinearversionen im Besonderen dadurch aus, dass sie von vornherein für den Eintrag vollständiger, interlinearer Übersetzungen eingerichtet sind. Sie sehen für die Übersetzung eine eigene Zeile vor.«<sup>6</sup> Hellgardt erwähnt unter den nicht planmäßig durchgeführten Interlinearversionen, die den volkssprachlichen Text zwischen die Zeilen quetschen, auch solche, die kollektiv und sukzessive entstanden sind.<sup>7</sup>

Zu den für die deutsche Sprachgeschichte bekanntesten Interlinearversionen gehört die althochdeutsche einer Benediktinerregel aus Sankt Gallen vom Anfang des 9. Jahrhunderts.<sup>8</sup> Interlinearversionen von »Regel, Hymnen und Psalmen«<sup>9</sup>

3 Ausführlich dazu Alderik H. Blom: *Glossing the Psalms. The Emergence of the Written Vernaculars in Western Europe from the Seventh to the Twelfth Centuries*. Berlin: de Gruyter 2017, bes. 131–140.

4 Lothar Voetz: Durchgehende Textglossierung oder Übersetzungstext: Die Interlinearversionen. In: Rolf Bergmann/Stefanie Stricker (Hg.): *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch*. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter 2009, 887–926, hier: 888, sieht keinen qualitativen Unterschied zwischen Glosse und Interlinearversion, versteht letztere zugleich als idealerweise vollständige Wort-für-Wortübertragung (ebd., 889).

5 Vgl. Ernst Hellgardt: Einige altenglische, althoch- und altniederdeutsche Interlinearversionen des Psalters im Vergleich. In: Rolf Bergmann/Elvira Glaser/Claudine Moulin-Fankhänel (Hg.): *Mittelalterliche volkssprachige Glossen. Internationale Fachkonferenz des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrichs-Universität Bamberg, 2. bis 4. August 1999*. Heidelberg: Winter 2001, 261–296, hier: 263.

6 Ebd., 262.

7 Ebd., 264.

8 Vgl. Achim Masser: *Kommentar zur lateinisch-althochdeutschen Benediktinerregel des Cod. 916 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Untersuchungen, Philologische Anmerkungen, Stellennachweis, Register und Anhang*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002. – Elias von Steinmeyer (Hg.): *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1916, 190–289 (Nr. 36). Steinmeyers Edition drückt den Text leider nicht als Interlinearversion, sondern zweispaltig. Kritisiert wird diese Praxis von Hellgardt: Einige altenglische, althoch- und altniederdeutsche Interlinearversionen des Psalters im Vergleich, 262.

9 Wolfgang Haubrichs: Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60). In: Joachim Heinzel (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Bd. 1.1. Tübingen: Niemeyer <sup>2</sup>1995, 196.

dienten zunächst der Einübung in die monastische Lebensform<sup>10</sup> und waren »so gut wie ausnahmslos in der Erziehungsanstalt der Klöster verankert.«<sup>11</sup>

Nach Einführung des Buchdruckes blieb das interlinguale Modell als didaktisches und vor allem sprachdidaktisches Mittel weiter in Gebrauch.<sup>12</sup> Entweder wurde direkt in die Drucke geschrieben wie zuvor in die Handschriften oder aber die Drucke fremdsprachiger Texte erschienen mit zwischen die Zeilen eingeschobener Wort für Wort-Übersetzung wie im Augsburger Wiegendruck von Donats *Ars minor* aus dem Jahr 1481, der zwischen den Zeilen den deutschen Text druckt.<sup>13</sup> Ein Unterschied zur herkömmlichen Übersetzung besteht darin, dass der interlineare Wortlaut, wie Lothar Voetz betont, keinen »selbstständig zu lesenden Text«<sup>14</sup> bildet, sondern abhängig vom Original bzw. Ausgangstext bleibt. Nikolaus Henkel erinnert daran, dass es sich zumindest bei den althochdeutschen Versionen um eine Form handelt, die von der mündlichen Kommunikation über Texte abhing: »Eigenart dieses Prozesses ist, daß er zwar ausgeht von dem im Buch niedergelegten Text und wieder zu ihm hinführt, im übrigen aber weitgehend im Rahmen mündlicher Vermittlung und Unterweisung abläuft.«<sup>15</sup> Interlinearversionen waren oftmals einfach

10 Ebd.

11 Herbert Thoma: Interlinearversion. In: Werner Kohlschmidt/Wolfgang Mohr (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 2001, 750–752, hier: 750. Vgl. Haubrichs: Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter, 195–211, und ders.: Das monastische Studienprogramm der »Statuta Murbacensis« und die altalemannischen Interlinearversionen. In: Albrecht Greule/Uwe Ruberg (Hg.): *Sprache – Literatur – Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. FS Wolfgang Kleiber*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1989, 237–262. Vgl. auch Henkel: Die althochdeutschen Interlinearversionen, 71: »Die Handschriften mit althochdeutschen Interlinearversionen haben ihr spezifisches Profil im Kontext der klösterlichen Buchproduktion und Bildungsarbeit dieser Zeit.«

12 Der Sprachlehrer Dumarsais [César Chesneau, sieur Du Marsais] empfiehlt sie 1729 (und öfter) ausdrücklich als Methode des Spracherwerbs: *Les véritables principes de la grammaire ou nouvelle grammaire raisonnée pour apprendre la langue latine*. s.l.n.d. [Paris 1729], III–VI.

13 Aelius Donatus: *Ars minor. Mit deutscher Interlinearglosse*. Augsburg: Hermann Kästlin 1481. In die sprachdidaktische Tradition der Interlinearversion gehören die französische Übersetzung von John Milton's *Paradise Lost* in [Pierre-Joseph-François] Luneau de Boisjermain: *Cours de langue angloise*. Bd. 1. Paris: Selbstverlag 1784, oder von Gotthold Ephraim Lessings *Fabeln: Fables de Lessing. En allemand et en français, avec deux traductions, dont une interlinéaire et propre à faciliter de l'étude de l'allemand*. Paris: A.A. Lottin 1799. – Ein anderer Kontext ist die christliche Missionsarbeit, die mit Beginn des Buchdruckes auch in der Bereitstellung der Evangelien in interlinearen Versionen für nicht christianisierte Sprachkulturen bestand. Vgl. die arabische Interlinearversion von: *Evangelium Sanctum Domini nostri Jesu Christi conscriptum a quatuor evangelistis sanctis*. Rom: Typographia Medicea 1591.

14 Voetz: Durchgehende Textglossierung oder Übersetzungstext: Die Interlinearversionen, 890. Vgl. Blom: *Glossing the Psalms*, 136.

15 Henkel: Die althochdeutschen Interlinearversionen, 51.

nur Lesehilfen.<sup>16</sup> In neuerer Zeit fand die Interlinearversion als Übersetzungshilfe Verwendung, indem sie als Grundlage für Übersetzungen aus zweiter Hand diente – vor allem im Raum der sozialistischen Weltliteratur.<sup>17</sup>

Mit wenigen Ausnahmen wie den Aufsätzen von Hellgardt, Voetz und Henkel ist die übersetzungsgeschichtlich bedeutsame Interlinearversion bislang unzureichend theoretisiert worden.<sup>18</sup> Hervorzuheben ist vor allem, dass die Interlinearversion nicht horizontal von links nach rechts gelesen wird, sondern vertikal von der oberen Zeile zur unteren.<sup>19</sup> Ihre Besonderheit innerhalb des translatorischen Gattungsgesüfes besteht in ihrer Verwobenheit mit dem Ausgangstext und seiner fremden Sprache, ob nun planmäßig oder nachträglich vorgegangen wurde.

Die Interlinearversion gehört zu jenen »Ökonomie[n] des Schreibens«<sup>20</sup>, die das Verständnis des Ausgangstextes ressourcenschonend auf demselben Schrifträger herstellen, vorausgesetzt, es gibt einen Zwischenraum. Die für die Interlinearversion eingerichtete Handschrift beispielsweise<sup>21</sup> verfügt über mehr Platz als die ungeplante Interlinearversion. Je größer der Zwischenraum handschriftlicher oder gedruckter Textzeilen ist, desto besser sind die Voraussetzungen für eine Übersetzung zwischen den Zeilen. Es bestehen also auch unterschiedliche Schreibökonomien der Interlinearversion. Für alle Interlinearversionen lässt sich gleichwohl sagen, dass

16 Rosenzweig: Die Schrift und Luther, 99. Vgl. auch Henkel: Die althochdeutschen Interlinearversionen, 50, der von Verständnishilfen spricht.

17 In der UdSSR und »im gesamten Ostblock« (Reinhard Lauer: Die Übersetzungskultur in Bulgarien. In: Harald Kittel u.a. (Hg.): *Übersetzung – Translation – Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung.* Bd. 3. Berlin/Boston: de Gruyter 2011, 2103–2105, hier: 2104) schufen bekannte Dichterinnen wie Anna Achmatova und Dichter wie Boris Pasternak auf der Grundlage von Interlinearversionen Übersetzungen von Texten beispielsweise aus dem Koreanischen oder dem Georgischen: Petr Zaborov: Die Zwischenübersetzung in der Geschichte der russischen Literatur. In: ebd., 2066–2073, hier: 2071. Vsevolod Bagno/Nikolaj Kazanskij: Die zeitgenössische russische Übersetzung, ihre Rolle in Russlands internationaler Verortung und bei der russischen Aneignung der Weltkultur. In: ebd., 2082–2090, hier: 2086.

18 Vgl. Lucia Kornexl: *Die Regularis concordia und ihre altenglische Interlinearversion.* München: Fink 1993, CCXIII: »Für ihre Analyse und Bewertung fehlt bislang eine theoretische Grundlage ebenso wie eine ausreichend differenzierte Terminologie und das nötige Hintergrundwissen über ihre praktische Nutzung (wofür und für wen diese Übersetzungshilfen jeweils gedacht waren, über welche lateinischen Vorkenntnisse die intendierten Benutzer verfügten, ob sie zusätzlich zur Glosse noch andere Hilfen in Anspruch nehmen konnten usw.).«

19 Hellgardt: Einige altenglische, althoch- und altniederdeutsche Interlinearversionen des Psalters im Vergleich, 261.

20 Jay D. Bolter: Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens. In: Sandro Zanetti (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagenexte.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2015, 318–337, hier: 319.

21 Vgl. Hellgardt: Einige altenglische, althoch- und altniederdeutsche Interlinearversionen des Psalters im Vergleich, 262.

im Moment ihrer Einschreibung der Schrifträger und das darauf befindliche Original zur Ressource einer hermeneutischen Bewegung werden. Wie Marginalien und Glossarien sind Interlinearversionen Ausdruck einer schreibenden Lektüre. Die Lesenden verschriftlichen ihr Verständnis über der Zeile des Originals Wort für Wort, so dass der originale Text auf paradigmatischer Ebene ersetzt wird, die syntagmatische Ordnung jedoch erhalten bleibt.<sup>22</sup> Auch für künftige Leser bleibt die Identität zwischen dem originalen Schriftraum und dem der Übersetzung bestehen. Die Interlinearversion kann ohne Sinnverlust nicht getrennt vom Originaltext wiedergegeben werden. Sie erzeugt die parallele Wahrnehmung von fremder und eigener Sprache mit der Folge, dass beide Sprachen interferieren. Sie ähnelt den Untertiteln im Film, indem sie synchron mit dem Original und mit diesem im selben Raum gelesen wird; sie unterscheidet sich jedoch durch die Identität des Schriftmediums. Untertitel stehen in medialer Differenz zur mündlichen Rede – wobei es auch den Fall gibt, dass filmische Rede synchron übersetzt wird, indem über sie drüber gesprochen wird. Ein weiterer Unterschied der Interlinearversion besteht in der Konzentration auf die paradigmatische Achse der Sprache. Untertitel übersetzen dagegen ganzheitlich: sowohl paradigmatisch als auch syntagmatisch. Eine Interlinearversion verzichtet auf die Übersetzung der Syntax – ein Vorgang, der ihre Umstellung miteinschlösse – und gibt nur die einzelnen Wörter wieder. Daher gehören bilinale Ausgaben nicht mehr zum Kreis der Interlinearversion. Druckte man Interlinearversionen auf der gegenüberliegenden Seite statt zwischen den Zeilen, entstünde der falsche Eindruck eines ganzheitlichen Textes. Tatsächlich ergänzt die Interlinearversion das Original, anstatt es zu übersetzen und dadurch zu verdoppeln.

## 1. Die Interlinearversion von Benjamin zu Goethe

Eine Ergänzung der Sprachen ist auch das Ideal von Walter Benjamins Übersetzungstheorie, die als Vorwort seiner mit dem Original gedruckten Übersetzung von Charles Baudelaires *Tableaux parisiens* erschien. Ihr letzter Satz lautet: »Die Interlinearversion des heiligen Textes ist das Urbild oder Ideal aller Übersetzung.«<sup>23</sup>

Benjamin orientierte sich wiederum an zwei Autoren, die für ihn das »Beste« geschrieben hätten, was in »Deutschland zur Theorie der Übersetzung veröffentlicht

- 
- 22 Rainer Kirsch bezeichnet seine Umstellung der Wörter von Matthias Claudius' »Abendlied« als Interlinearversion, obwohl weder eine Ersetzung auf paradigmatischer Ebene stattfindet noch die Syntagmatik beibehalten wird. Zu Kirschs Umstellung vgl. Ulla Fix: Prosauauflösung, Umdichtung und Interlinearversion von Dichtung. Indizien für poetische Verwendung von Sprache. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 84/3 (1983), 318–328, hier: 320f.
- 23 Walter Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers. In: Charles Baudelaire: *Tableaux parisiens*. Übers. von Walter Benjamin. Heidelberg: Richard Weißbach 1923, VII–XVII, hier: XVII.

licht wurde.«<sup>24</sup> Der eine ist Rudolf Pannwitz, der andere Goethe. Beide sind nicht als Theoretiker der Übersetzung in dem Sinne hervorgetreten, dass sie große Traktate geschrieben hätten. Pannwitz veröffentlichte seine von Benjamin zitierten Anschauungen in dem Buch *Die Krisis der europäischen Kultur* von 1917. Goethes Bemerkungen von 1819 sind ebenso kurzgehalten. Benjamin verweist auf das triadische Übersetzungsmodell, das in den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des *West-östlichen Divans* steht.

Benjamin zitiert aus dem Anhang von Pannwitz' Buch, wo dieser auf Übersetzungen indischer und chinesischer Literatur zu sprechen kommt, jeweils die Anfangssätze der beiden Absätze 6 und 7:

»unsere übertragungen auch die besten gehn von einem falschen grundsatz aus sie wollen das indische griechische englische verdeutschen anstatt das deutsche zu verindischen vergriechischen verenglischen . sie haben eine viel bedeutendere ehrfurcht vor den eigenen sprachgebraüchen als vor dem geiste des fremden werks . [...]

der grundsätzliche irrtum des übertragenden ist dass er den zufälligen stand der eignen sprache festhält anstatt sie durch die fremde gewaltig bewegen zu lassen . er muss zumal wenn er aus einer sehr fernen sprache überträgt auf die letzten elemente der sprache selbst wo wort bild ton in eins geht zurück dringen er muß seine sprache durch die fremde erweitern und vertiefen man hat keinen begriff in welchem masze das möglich ist bis zu welchem grade jede sprache sich verwandeln kann sprache von sprache fast nur wie mundart von mundart sich unterscheidet dieses aber nicht wenn man sie allzu leicht sondern gerade wenn man sie schwer genug nimmt .«<sup>25</sup>

Unter Berufung auf diese das verfremdende Übersetzen favorisierende Passage entwickelt Benjamin seine schwer nachvollziehbare Idee der virtuellen Interlinearversion.<sup>26</sup> Es folgt erstens ein Hinweis auf Hölderlins Sophokles-Übertragungen, in denen sich der Sinn in »bodenlosen Sprachtiefen«<sup>27</sup> zu verlieren drohe. Darauf wendet

24 Ebd., XVI.

25 Rudolf Pannwitz: *Die Krisis der europäischen Kultur*. Nürnberg: Hans Carl 1917, 240 und 242. Vgl. Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XVIff., der zusätzliche Interpunktionszeichen einführt.

26 Diesen Begriff führt Caroline Sauter ein, da Benjamin im vorletzten Satz von der virtuellen Übersetzung spricht, die jeder große und heilige Text zwischen den Zeilen enthalte, vgl. Caroline Sauter: *Die virtuelle Interlinearversion. Walter Benjamins Übersetzungstheorie und -praxis*. Heidelberg: Winter 2014, die allerdings nicht die historische Praxis der Interlinearversion behandelt. Vgl. die Rezension von Arne Klawitter in: *Wirkendes Wort* 65/1 (2015), 163–166.

27 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XVII.

sich Benjamin zweitens von profanen Texten ab und priorisiert heilige Texte, in denen Sprache und Offenbarung zusammentreffen. So wie sich im Sinn der heiligen Texte Sprache und Offenbarung vereinigten, so in der interlinearen Übersetzung »Wörtlichkeit und Freiheit«<sup>28</sup>. Der heilige Text sei übersetzbbar »allein um der Sprachen willen.«<sup>29</sup>

Vielleicht hätte Benjamins Argumentation, die zum Teil wegen einer mehrdeutigen Pronominalstruktur mir zumindest unklar bleibt, gewonnen, wenn er die von Pannwitz gemachten Überlegungen zur Interlinearversion, von denen er, ohne es zu sagen, ausgeht, berücksichtigt hätte. Denn sie schließen sich unmittelbar an das ausgewählte Pannwitz-Zitat an. Stattdessen stellt er seine eigene Idee der Interlinearversion vor, bestehend aus den beiden Schlussätszen. Benjamin versteht ähnlich wie Pannwitz die Übersetzung als Medium der »Sprachergänzung«<sup>30</sup> und nicht der Verdopplung des Sinns in einer anderen Sprache. Pannwitz' Bemerkungen zur Interlinearversion werden im Folgenden ausführlich zitiert, um die Nähe zu Benjamin deutlich zu machen. Pannwitz verlangt nicht einfach nur nach besseren, d.h. die Zielsprache verfremdenden Übersetzungen, sondern nach ihrer radikalsten Form als »interlinearversionen«<sup>31</sup>:

»nur worte und satzglieder keine gebauten sätze ! wie glücklich wären wir die ja doch nicht alle uns nötigen sprachen erlernen können ! auf einer gefühlsmässigen interlinearversion nur dass die gesamte verkettung der wörter lebendig werde muss eine wahre übertragung ruhn ihr stolz muss sein fast jedes wort fast die ganze wortfolge streng wieder zu geben in dem denkbar höchsten grade der interlinearversion zu bleiben. »ungeschicklichkeit« ist hier fast immer mehr tugend als fehler und wer überhaupt etwas zu leisten fähig ist der wird zu seiner meisterschaft allein dadurch gelangen dass er mit allen mitteln und über alle mittel hinaus strenge die urform nachbildend die selbe immer inniger und eigentlicher empfängt als umformender wie eine zweite sprache von der ersten empfängt aber die zweite ist die eigene und die erste die fremde .«<sup>32</sup>

In der »Verschmelzung« der »europäischen halbkulturen mit den groszen orientalischen klassischen kulturen«<sup>33</sup> erkennt Pannwitz einen Weg aus der Krise der europäischen Kultur, deren Eigenschaften der Subjektivismus und das Experiment seien.<sup>34</sup> Pannwitz nennt mit Karl Eugen Neumanns Verdeutschungen Vorbilder einer

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XV.

31 Pannwitz: *Die Krisis der europäischen Kultur*, 243.

32 Ebd.

33 Ebd., 226

34 Ebd.

solchen Verschmelzung. Mit dem Hinweis auf Neumann wird deutlich, dass auch Pannwitz einen Gewährsmann für die Interlinearversion hat. Allerdings sind Neumanns Übersetzungen nicht im buchstäblichen Sinn Interlinearversionen, sondern eher im metaphorischen. Pannwitz erklärt sie einfach zu solchen. Neumann, der Übersetzer indischer Schriften ins Deutsche, habe die Pali-Texte in ein Pali-Deutsch gebracht: »pāli-deutsch nicht verdeutschtes pāli . es ist aber kein geringeres wunder wenn zwei sprachen eins werden wie wenn zwei menschen eins werden .«<sup>35</sup> Es folgt eine emphatische Erörterung der Neumannschen Übertragung unter dem Aspekt ihrer »verschmolzenheit«<sup>36</sup> der Sprachen – Benjamin spricht ähnlich von »Sprachergänzung«<sup>37</sup>. Neumann selbst formulierte diesen von Pannwitz unterstellten Anspruch in seiner Vorrede, in der er sich wiederum auf Benjamins zweite Autorität in Sachen Übersetzung beruft.

In der Vorrede zu seiner Übersetzung *Die Reden Gotamo Buddhos* aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, die auf Deutsch zuerst 1896 erschien, 1922 die dritte Auflage bei Piper erlebte und die Literatur der Klassischen Moderne, namentlich Hermann Hesses *Siddharta* beeinflusste,<sup>38</sup> äußert sich Neumann kurz zu seinem Übersetzungsverfahren unter Verweis auf Goethes *Divan*-Noten.<sup>39</sup> Goethe unterscheidet darin drei Arten der Übersetzung im Sinne von geschichtlichen Epochen: Erst mache man das Publikum mit dem Original durch eine prosaische Übersetzung vertraut, dann könne man das Original kunstvoll parodieren, womit gemeint ist, es in eine Sprache zu übersetzen, die den Übersetzungscharakter verdeckt und als eigenständiges Nebenstück zum Original Geltung beansprucht. In der dritten Epoche gehe es um Identifikation. Goethe setzte die Interlinearversion an das Ende der Übersetzungsgeschichte eines Textes. Erst, wenn in einer Sprache künstlerisch autonome Übersetzungen vorlägen, strebten Übersetzer danach, die Übersetzung mit dem Original identisch zu machen und in letzter Konsequenz nach der Interlinearübersetzung.<sup>40</sup>

35 Ebd., 243.

36 Ebd., 244.

37 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XV.

38 In aller Ausführlichkeit Julia Moritz: *Die musikalische Dimension der Sprachkunst. Hermann Hesse, neu gelesen*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 231–334.

39 Hier zitiert nach der dritten Auflage: Karl Eugen Neumann: Die Übersetzung. In: *Die Reden Gotamo Buddhos. Aus der mittleren Sammlung Majjhimanikāyo des Pāli-Kanons*. Übers. von K.E.N. Bd. 1.1. München: R. Piper 1922, XLI–XLIII.

40 Johann Wolfgang Goethe: Uebersetzungen. In: Ders.: *West-östlicher Divan*. Stuttgart: Cotta 1819, 526–532. – Die von Goethe skizzierte Entwicklungslinie wurde von den Translation Studies bestätigt, vgl. Paul Bensimon: Présentation. In: *Palimpseste XIII/4* (1990), ix–xiii; Antoine Berman: La retraduction comme espace de la traduction. In: ebd., 1–7. Die Diskussion um die sogenannte ›Retranslation Hypothesis‹ referieren kritisch: Outi Paloposki/Kaisa Koskinen: A thousand and one translations. Revisiting retranslation. In: Gyde Hansen/Kirsten Malmkjær/Daniel Gile (Hg.): *Claims, Changes and Challenges in Translation Studies. Selected con-*

In schriftsprachengeschichtlicher Hinsicht dagegen steht die Interlinearversion, wie eingangs bemerkt, am Anfang. Erst später, sobald sich eine funktionierende und differenzierte Literatursprache gebildet hatte, folgten freie Bearbeitungen. Der Widerspruch zu Goethes Epochenmodell, das die Interlinearversion ans Ende und nicht an den Anfang setzt, ist nur scheinbar: Die anfängliche Interlinearversion bezieht sich auf den geschichtlichen Zustand der Schriftlichkeit, Goethes abschließende Interlinearversion auf den geschichtlichen Zustand des Originals in einer bestimmten Schriftsprache. Allerdings sagt Goethe auch, dass sich jene drei Epochen »wiederholen, umkehren« oder »gleichzeitig ausüben lassen«.<sup>41</sup> Wie später Benjamin in seinem Übersetzer-Aufsatz beschließt auch Goethe seine kurze ›Note‹ mit der Interlinearversion, die er ausdrücklich mit jener dritten Epoche verbindet: »Eine Uebersetzung die sich mit dem Original zu identificiren strebt nähert sich zuletzt der Interlinear-Version und erleichtert höchst das Verständniß des Originals, hiervon werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.«<sup>42</sup>

In der dritten Epoche gelte die Übersetzung, deren höchste Stufe die Interlinearversion ist, nicht mehr »anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern«<sup>43</sup>. Angezeigt werden soll mit dieser irritierenden Unterscheidung, dass Übersetzung und Original einen gemeinsamen Raum stiften, also an selber ›Stelle‹ stehen und das Original nicht mehr substituiert wird. Hendrik Birus zitiert in seinem *Divan*-Kommentar aus dem Eintrag des *Deutschen Wörterbuchs* zu ›anstatt‹,<sup>44</sup> wo argumentiert wird, dass ›anstatt‹ (*pour l'original*) abstrakter sei als ›an der Stelle‹ (*au lieu de l'original*) und substituierend gemeint sei. ›An der Stelle‹ dagegen drücke aus, dass sich das Original nicht ersetzen lasse, sondern mit der Übersetzung zusammensteht am selben Platz.<sup>45</sup>

Die Theorie der Interlinearversion, die bei Benjamin das translatorische Postulat der Sprachergänzung verwirklichen soll, geht auf Goethe zurück. Der sich auf Goethe berufende Neumann hat Pannwitz und dieser Benjamin darin bestärkt, die Übersetzungstheorie in einer Theorie der Interlinearversion gipfeln zu lassen.

Eine mögliche Antwort darauf, warum um 1900 die Interlinearversion als interlinguale Modell so viel Aufmerksamkeit erhielt, gibt Pannwitz, wenn er schreibt, dass sich die Interlinearversion von der ›Schundliteratur‹, zu der er die meisten

---

tributions from the EST Congress, Copenhagen 2001. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company, 2004, 27–38.

41 Goethe: Uebersetzungen, 530.

42 Ebd., 532, bzw. Neumann: Die Übersetzung, XLII.

43 Goethe: Uebersetzungen, 529.

44 Johann Wolfgang Goethe: *West-östlicher Divan*. Teil 2. Hg. von Hendrik Birus. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1994, 1575.

45 Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1. Leipzig: Hirzel 1854, 476.

Übersetzungen zählt, abhebe. Den auserwählten Kennern sollten »anstatt der vorherrschenden Übersetzungen schundliteratur Texte mit interlinearversion geboten werden.«<sup>46</sup> Der Begriff der Schundliteratur ist ein kulturkritisches Signal. Wer ihn verwendet, bringt zum Ausdruck, dass viel und vor allem zu viel Schlechtes geschrieben und gedruckt werde – nicht erst seit dem Buchdruck, bedenkt man, dass schon Platons Schriftkritik aus dem Unbehagen sophistischer Überproduktion erwuchs. Auch die Bibliophilie um 1900<sup>47</sup> war eine Reaktion darauf, dass die längst etablierten neuen Leserschichten auf billiger werdende Bücher zurückgreifen konnten. Aus Sicht der Gebildeten wurde der Markt mit schlechter Literatur in minderwertigen Büchern überschwemmt, und es war konsequent, diese Klagen von der Originalproduktion auf die Übersetzungsliteratur auszuweiten. Eduard Engel, Herausgeber des *Magazins für die Literatur des Auslandes*, konstatierte beispielsweise eine »Übersetzungsseuche«.<sup>48</sup> Der Kulturkritiker Pannwitz und verdeckt auch der Übersetzung jegliche Vermittlungsfunktion absprechende Benjamin sahen die Kultur in den vielen »schlechten Übersetzungen«<sup>49</sup> sich verwässern, sahen, wie sich durch Übersetzungen die Leserschaft zunehmend vom Ursprung entfernte. Gegen solche Verlust- und Entfremdungsängste wird die Interlinearversion als nachhaltiges Modell in Stellung gebracht, das auf die Ressource des Originals zurückgreift, ohne es zur bloßen Quelle zu degradieren, die nach Anfertigung der Übersetzung überflüssig wäre.

Die Kritik an der Übersetzung als Versuch, das Original zu ersetzen bzw. sich an seiner Statt zu setzen, geht auf die frühromantische Übersetzungstheorie zurück. Friedrich Schlegel unterstellte dem Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß, dass er das Original annihilieren wolle und Homer nur in seiner Übersetzung genießen

46 Ebd., 243.

47 Zur unter dem Eindruck der Industrialisierung entstandenen und im Kontext der Arts and Crafts-Bewegung zu sehenden Buchkunstbewegung um 1900 sowie in europäischer Perspektive Fritz Funke: *Buchkunde. Ein Überblick über die Geschichte des Buches*. München: Saur<sup>6</sup>1999, 230–255. Zu ihren Aporien am Beispiel des Philologen Georg Witkowski vgl. Christian Benne: Ästhetik der verpaßten Chancen. Georg Witkowski zwischen Philologie und Bibliophilie. In: Gert Mattenklott/Rainer Falk (Hg.): *Ästhetische Erfahrung und Edition*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, 199–211.

48 Eduard Engel: *Die Übersetzungsseuche in Deutschland*. Leipzig: Friedrich<sup>4</sup>1881. Engel hatte zuvor als Herausgeber des *Magazins für die Literatur des Auslandes* Artikel ebenda zum Thema veröffentlicht.

49 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, VII, definiert eine schlechte Übersetzung als solche, die sich »anheischig macht, dem Leser zu dienen.« Die Frage (ebd.): »Gilt eine Übersetzung den Lesern, die das Original nicht verstehen?«, wird verneint. Gleich der erste Satz lautet: »Nirgends erweist sich einem Kunstwerk oder einer Kunstform gegenüber die Rücksicht auf den Aufnehmenden für deren Erkenntnis fruchtbar.« (Ebd.) Am Ende des ersten Absatzes wird Benjamin ganz deutlich: »Denn kein Gedicht gilt dem Leser, kein Bild dem Beschauer, keine Symphonie der Hörerschaft.« (Ebd.)

könne.<sup>50</sup> Eine solche Praxis war für ihn nicht bloß ein hypothetisches Problem, sondern in bestimmten geschichtlichen Situationen zu beobachten, dort nämlich, wo nach Anfertigung der Übersetzung die weitere Tradierung des Originals unwichtig geworden war. Friedrich Schlegel, blind für die Verdienste der arabischen Übersetzer des Mittelalters einerseits und die Palimpseste des christlichen Mittelalters andererseits, bezeichnetet im *Athenäums*-Fragment 229 die mittelalterlichen Araber als »eine höchst polemische Nazion, die Annihilanten unter den Nazionen. Ihre Liebhaberei, die Originale zu vertilgen, oder wegzuwerfen, wenn die Uebersetzung fertig war, charakterisiert den Geist ihrer Philosophie.«<sup>51</sup> Dass angesichts der Knappheit von Schriftträgern sowohl im muslimischen als auch im christlichen Mittelalter ökonomische und nicht philosophische Gründe für die vertilgende Praxis bestanden haben könnten, kommt für Schlegel nicht in Betracht. Gleichwohl erinnert sein Hinweis daran, dass sich mit der Übersetzung eine das Original negierende Einstellung verbindet. Goethes parodistisches Übersetzen impliziert einen ähnlichen Vorgang: Das Original wird durch die Übersetzung ersetzt und als Ressource für die Lektüre nutzlos. Der Umgang ist damit gleichfalls verschwenderisch, und auch dann, wenn die materielle Entsorgung von Originalen im Druckzeitalter überwunden wurde, impliziert die gewöhnliche Übersetzung die Annihilierung des Originals. In der Interlinearversion, die seit Goethe als Gegenmodell in der Übersetzungstheorie existiert, wird ein ethisch anderer Ansatz propagiert, der auf eine nachhaltige Pflege des Originals abzielt – nachhaltig auch deshalb, weil das Original und seine zwischen den Zeilen gesetzte Version weiterhin in der Lektüre als Ressourcen nutzbar gemacht werden müssen. Mit der translatorischen Gattung interlinearer Sprachergänzung wird auch ein von der Theorie noch nicht erfasstes Ressourcenproblem gelöst, das die dominante substituierende Übersetzungspraxis – Goethes ›anstatt-‹Übersetzung – aufwirft.

## 2. Die Ressource als Quelle, semiotisches Mittel und materieller Träger

Die substituierende, nicht-interlinear verfahrende und ausschließlich horizontal zu lesende Übersetzung bringt die Sprachen nicht zueinander. »Sprachergänzung«<sup>52</sup> erreicht allein die mit dem Original im selben Schriftraum interferierende Interlinearversion. Der substituierende Charakter der gewöhnlichen, nicht-interlinearen Übersetzung zeigt sich darin, dass sie meist getrennt vom Original zirkuliert. Eine

50 Abgedruckt in: Josef Körner: Friedrich Schlegels Philosophie der Philologie. In: *Logos* 17/1 (1928), 1–72, hier: 55.

51 Friedrich Schlegel: Athenaeums-Fragmente. In: *Kritische Ausgabe seiner Werke*. Hg. von Ernst Behler. Abt. I. Bd. 2. Hg. von Hans Eichner. Paderborn: Schöningh 1967, 165–255, hier: 201.

52 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XV.

solche Übersetzung kann nur bedingt zum Verstehen beitragen, weil sie als ein einheitlicher und in sich geschlossener Text nicht unmittelbar auf den originalen Sinn rückführbar ist. Erst ein Übersetzungsvergleich auf unterschiedlichen sprachlichen und stilistischen Ebenen würde Original und Übersetzung wieder zusammenführen. Aber selbst dann würde sich zeigen, dass man zwei verschiedene Texte vor sich hat. Genau aus dem Grund untersucht die gegenwärtige Übersetzungsforschung die Differenz als produktive Differenz, anstatt Übersetzungsfehler zu dokumentieren. Die Interlinearversion hingegen bleibt ans Original gebunden, das intertextuelle Quelle im Sinne der *source* und zugleich ein semiotisches Mittel im Sinne der *resource* ist.

Aktuell erlebt der Begriff der Ressource innerhalb der Multimodalitätsforschung Konjunktur. Vor allem digitale Texte werden durch den Ansatz in ihrem multimodalen Zusammenspiel visueller und auditiver Elemente unterschiedlichster Formate verständlicher. »Semiotische Ressourcen<sup>53</sup> sind beispielsweise Rahmen, Bilder, Texte, Piktogramme, die sich im Rezeptionsprozess multimodal ergänzen. Die Interlinearversion wäre demnach eine multimodale Sonderform, die auf textuelle Ressourcen beschränkt ist. Statt verschiedener Medien wie bei Text-Bild-Relationen liegen in der Regel zwei verschiedene Qualitäten desselben Mediums, d.h. der Schriftsprache, vor. Es handelt sich um zwei verschiedene Ressourcen, die semiotisch als zwei einander fremde Sprachen dieselbe Referenz haben. Sie ergänzen sich einerseits wie Text und Bild, überschneiden sich aber zugleich, weil die Wort-Wort-Relation äquivalent gedacht ist. Sie dient nicht der Verdopplung des Sinns, sondern der gegenseitigen Reflexion oder der »wiederholten Spiegelung«, womit Goethe meint, dass ein und dieselbe Sache aus zwei und mehreren Perspektiven betrachtet wird.<sup>54</sup> Durch die Interlinearversion wird eine multimodale Einheit geschaffen, die auf »Sprachergänzung«<sup>55</sup> abzielt. Von gewöhnlichen Übersetzungen,

53 Von »semiotischen Ressourcen« sprechen Gunther Kress/Theo van Leeuwen: *Reading Images. The Grammar of Visual Design*. London: Routledge 1996, 7. Vgl. auch Volker Eisenlauer: Facebook als multimodaler digitaler Gesamttext. In: Nina-Maria Klug/Hartmut Stöckl (Hg.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin: de Gruyter 2016, 437–454, bes. 442f. – Gunther Kress, Pionier der Multimodalitätsforschung, diskutiert auch den Zusammenhang von Übersetzung und Multimodalität, jedoch ohne den naheliegenden Bezug zur Interlinearversion zu sehen. Ressource wird von ihm als bedeutungskonstitutives und semiotisches Mittel bezogen auf textexterne Mittel und weniger eng gefasst, vgl. Gunther Kress: Transposing meaning. Translation in a multimodal semiotic landscape. In: Monica Boria u.a. (Hg.): *Translation and Multimodality. Beyond Words*. London: Routledge 2019, 24–48, vgl. auch den Beitrag in ebd. von Klaus Kaindl: A theoretical framework for a multimodal conception of translation, 49–70.

54 Johann Wolfgang Goethe: Wiederholte Spiegelungen. In: Ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*. Hg. von Karl Richter. Bd. 14. Hg. von Reiner Wild. München: Carl Hanser 1986, 568f.

55 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XV.

die autonom vom Original sind, kann dies nicht gesagt werden: Als monomodale Artefakte schaffen sie gerade keine Ergänzung, sondern eine Ersetzung. Sie sind aus sich selbst heraus verstehbar wie das Original. Da die Ressource erst aus der Differenz zu anderen Ressourcen entsteht, wären gewöhnliche Übersetzungen und ebenso Originale als monomediale Texte ressourcenlos.

Auf den ersten Blick ist ein solcher Ressourcenbegriff nicht naheliegend, weil im Deutschen mit der Ressource eine bestimmte Materialität assoziiert wird. Gleichwohl wird seit der Antike auch die materielle Quelle (*source*) als verblassste Metapher zur Beschreibung abstrakter textueller Beziehungen gebraucht. Folglich kann analog zur ›Quelle‹ das Konzept der ›Ressource‹ poetologisch bzw. semiotisch verwendet werden.

Diese relationale Auffassung entlehnt den Begriff der Ressource aus dem Multimodalitätsdiskurs und fasst sowohl das Original als auch dessen Interlinearversion als semiotische Ressourcen desselben semiotischen Raumes auf. Sind Übersetzung und Original getrennt, bezieht sich ›Ressource‹ ausschließlich auf das Original. Dann ist das Original eine materielle und immaterielle Ressource für interlini-guale, intralinguale und intersemiotische Übersetzungen.<sup>56</sup> Der Umgang mit der Ressource Original unterscheidet sich, je nachdem, ob es sich um eine gewöhnliche Übersetzung oder um eine Interlinearversion handelt.

Man könnte einwenden, dass die gewöhnliche, d.h. substituierende Übersetzung das Original nicht als semiotische Ressource nutzt, da es unsichtbar ist und eher den Status einer Quelle (*source*) im Sinne des Prätexthes besitzt. Unterscheidet man allerdings zwischen dem Akt des Übersetzens und dem Akt der Lektüre einer Übersetzung, wird der Sachverhalt deutlicher. Im Fall der Produktion handelt es sich um eine semiotische Ressource, die mit dem neuen Text multimodal interagiert. In der Rezeption verschwindet diese semiotische Ressource, wird sozusagen aufgegebraucht oder paratextuell als Quelle (*source*) oder Prätexth an die Übersetzung gebunden, um sie zu autorisieren und zugleich als sekundär und abgeleitet zu kennzeichnen. Doch für den empirischen Lektüreprozess ist das unerheblich, weil das Original fehlt. Das Original bleibt eine Fiktion.

Die gewöhnliche Übersetzung, die ohne das Original gelesen wird, bezeugt den materiellen sowie immateriellen Reichtum des Originals. Das Original produziert in verschiedenen Sprachen Versionen seiner selbst, weil es die Möglichkeit seiner Übersetzbarkeit in sich trägt. Der Preis für die Übersetzbarkeit ist die Pluralisierung des Originals in seinen Übersetzungen und die Spaltung des einheitlichen Sinnkerns, denn die neuen Formen stehen für die Identität und die Differenz zum Original zugleich ein. Die Übersetzungsverbote, die in verschiedenen Epochen und Kulturen in Bezug auf die sakralen Texte ausgesprochen worden sind, erinnern an die

<sup>56</sup> Zu dieser Trias vgl. Roman O. Jakobson: On Linguistic Aspects of Translation. In: Reuben E. Brower (Hg.): *Translation*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1959, 232–239.

Angst vor der Sprengkraft des heiligen Originals und seiner Pluralisierung in Übersetzungen.

Die Interlinearversion hingegen begreift das Original sowohl im Akt der Übersetzung als auch im Akt ihrer Lektüre als semiotische Ressource. Das Ressourcenbewusstsein geht mit ihr nicht verloren. Für die Interlinearversion folgt aus dieser Prämissen ein nachhaltiger Umgang mit dem Original in materieller Hinsicht (a) – zumindest innerhalb der analogen Schriftkultur –, vor allem aber in hermeneutischer Hinsicht (b), wie abschließend kurz erläutert werden soll.

- a) In materieller Hinsicht ist die Interlinearversion materialschonend, weil sie nicht *mehr* Trägermaterial benötigt, als dem Original zur Verfügung steht; und ihr materieller Mehrbedarf beschränkt sich allein auf die Schreibstoffe wie Tinte oder Druckerschwärze oder Lettern. Die unplanmäßigen Interlinearversionen benötigen weniger Material als solche, die, wie viele mittelalterliche, planmäßig mit eigenen Leerzeilen angefertigt worden sind. Dennoch bleibt der Materialbedarf gegenüber gewöhnlichen Übersetzungen geringer. Dieser verdoppelt sich mit jeder Übersetzung, wobei in gleicherweise denkbar ist, dass Originale und Übersetzungen jeweils mehr Material durch beispielsweise höhere Auflagen oder höherwertige Schriftträger wie Velinpapier verbrauchen. Auch übersetzte Bücher können gegenüber dem Original hinsichtlich ihres Materialverbrauches in einem asymmetrischen Verhältnis stehen. Den Verbrauch auszurechnen wäre müßig; von Interesse ist allein das Faktum der Potenzierung des Originals in seinen Übersetzungen. Im digitalen Raum würde diese Besonderheit relativiert, weil der Unterschied zwischen gewöhnlicher Übersetzung und Interlinearversion im Bedarf des Speicherplatzes messbar ist, wobei es kaum möglich ist, belastbare Aussagen aufgrund fehlender Beispiele zu treffen.<sup>57</sup>
- b) In hermeneutischer Hinsicht konkurriert die Interlinearversion nicht mit dem Original. Weder verdoppelt noch potenziert sie es. Sie respektiert die Singularität seiner Form, von der sie nicht zehrt, indem sie sich auf die paradigmatische Ebene der Wörter beschränkt. Damit ist die obige Auffassung der Ressource als eines semiotischen Mittels angesprochen, das sich mit einem anderen semiotischen Mittel denselben Raum teilt und in diesem mit ihm interferiert. Der Nutzen oder Zweck dieses anderen Mittels besteht darin, die Form des Originals transparent zu machen, indem zwischen die Zeilen eine wörtliche Differenz

---

57 Digitale Editionsprojekte beispielsweise der Germanistik (<http://faustedition.net>, <https://goethe-biographica.de>, zuletzt abgerufen am 12.01.2023) nutzen für ihre Transkriptionen die Möglichkeit, verschiedene Textversionen direkt über dem jeweiligen Wort oder Syntagma bei Bedarf sichtbar zu machen. Für die Edition fremdsprachiger Texte eröffnen sich im digitalen Raum ungeahnte und kaum genutzte Potentiale interlinearer Darstellung.

eingefügt und, mit Benjamin gesprochen, das Original durch eine »Arkade« betrachtet wird, anstatt wie in der gewöhnlichen Übersetzung von einer »Mauer« verstellt zu werden:

»Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen. Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax und gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade.«<sup>58</sup>

Beim gewöhnlichen Übersetzen wird die originale Ressource von der Übersetzung komplett verschlungen. Wer eine lesbare und in sich geschlossene Übersetzung anfertigt, versucht, ein lexikalisch und syntaktisch kohärentes Äquivalent zu erzeugen, das für sich selbst stehen soll. Ist die Übersetzung aus sich selbst heraus verständlich, besitzt sie auch eine eigene Form, einen eigenen Sinn und eine eigene Moralität. Als aufeinander bezogene semiotische Ressourcen sind dagegen Originaltext und Interlinearversion Teil derselben hermeneutischen Konstellation, weshalb die Interlinearversion einer nachhaltigen Hermeneutik angehört, die im Unterschied zur substituierenden Übersetzung Sinn und Form des Originals nicht pluralisiert, sondern dessen Identität bewahrt.

---

58 Benjamin: Die Aufgabe des Übersetzers, XV.

